



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die neue Stadt

Feder, Gottfried

Berlin, 1939

A. Der Organismus der Stadt

[urn:nbn:de:hbz:466:1-84833](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-84833)

Allgemeine Betrachtungen und Flächengliederung.

I. Allgemeine Betrachtungen.

A. Der Organismus der Stadt.

Jede Stadt ist ein Organismus. Das Bewußtsein dieser Tatsache ist so sehr verlorengegangen, daß die verschiedenen Glieder einer Stadt jegliche Zusammenarbeit vermissen lassen. Die Aufgliederung in Einzelaufgaben, in Einzelreferate und Dezernate ging so weit, daß in der Tat die Rechte nicht wußte, was die Linke tat, die Hochbauverwaltung nicht, was die Tiefbauverwaltung für Projekte hatte, die Eisenbahnverwaltung und die Postverwaltung wieder andere Wege gingen, so daß schließlich viele und wichtige Bauvorhaben nur mit unendlichen Mühen, Ressortschwierigkeiten, Zeitverlusten, und mit Hilfe einer Unmenge Papier ausgeführt werden konnten. Die gewaltigen Bauvorhaben, wie der Durchbruch der Nord-Südachse in Berlin, sind in einer liberalistisch-parlamentarischen Zeit schlechterdings undenkbar. Nur eine überlegene Führung und die Konzentration aller Machtmittel in einer Hand machen solche Bauvorhaben überhaupt möglich.

Das Zustandekommen solcher Maßnahmen blieb dem Nationalsozialismus vorbehalten. Sie finden in der Geschichte Vorbilder nur in den Park- und Schloßanlagen des Absolutismus und in den Bauten des römischen Imperiums.

Noch wichtiger aber als diese grandiosen Bauvorhaben ist die geistig-seelische Umstellung der Nation aus dem Chaos liberalistischen Denkens heraus auf eine neue Gemeinschaftsidee. Die Erkenntnis, daß die Bevölkerung nicht nur als „Untertanen“ oder als Wählermasse zu begreifen ist, sondern einen geschlossenen Organismus mit einem ganz klaren Formwillen zur Erreichung ganz bestimmter Aufgaben, Ziele und Zwecke darstellt, ist das Wahrzeichen unserer Zeit. Wie das Reich die verschiedenen Aufgaben der Landesverteidigung, der Ernährung, der Erziehung usw. durch einen wohlgeordneten Gliederbau zu erreichen strebt, so kann auch das Bauen und Wohnen nicht mehr als Privatangelegenheit aufgefaßt werden und vor allen Dingen kann es nicht im Belieben der einzelnen Unternehmer, Bauherrn, der Industrie oder des Gewerbes bleiben, wo und wie sie bauen.

Eine Siedlung ist eben nicht nur die Bereitstellung von soundso viel Wohnraum im Einfamilienhaus oder im Siedlerhaus, sie ist das Heim für Menschen, die zur Arbeit irgendwohin gehen, ihre Kinder irgendwo zur Schule schicken müssen, und denen Gelegenheit geboten werden muß, den Bedarf für ihre Ernährung, ihre Kleidung und für ihr Vergnügen möglichst in der Nähe zu decken.

Eine Fabrik kann aber nicht irgendwohin mitten in eine Wohngegend gelegt werden. Die Rauch- und Geruchbelästigung, der Lärm, die Erschütterung, die Verkehrsbeziehungen der Fabrik für ihre Arbeiter, für ihre Rohstoffe und Produkte sind ein wesentlicher Teil des Unternehmens. Ein Gewerbebetrieb kann ferner nicht für sich allein betrachtet werden, er muß Rücksicht nehmen auf seine Kundschaft, seine Lage ergibt sich aus den vielseitigen Wechselbeziehungen der Menschen untereinander.

Auch im Bauen und Siedeln setzt sich ein neues Gemeinschaftsgefühl durch.

Das Wohnsiedlungsgesetz vom Oktober 1933 war der erste grundlegende Schritt zu dieser Neuordnung. Ein weiterer Schritt war das Ermächtigungsgesetz vom 3. Juli 1934, das die Genehmigungspflicht für alle Bauvorhaben größeren Umfangs festlegte, damit die Regierung Einblick und Überblick über die beabsichtigten Bauvorhaben gewinnen konnte, um sie zu überprüfen, ob die einzelnen Durchführungen auch den siedlungspolitischen Absichten der Reichsregierung entsprechen. Dieses Gesetz bedeutet den grundsätzlichen Bruch mit der bis dahin geltenden Baufreiheit.

Aber nur für Zeiten des Übergangs ist diese Regelung von oben die einzig mögliche Methode; sie muß, um wirklich Leben zu gewinnen, in den festen geistigen Besitz nicht nur der Planungsbehörden, sondern der gesamten Architektenschaft und des ganzen Bau- und Wohnungswesens übergehen. Das Gefühl dafür muß erst erweckt werden, daß eine Stadt oder eine Siedlung nicht nur eine Anhäufung von gleichen oder verschiedenen Wohnungseinheiten ist, sondern daß jede Siedlung einer Unzahl von Bedürfnissen und Einrichtungen der sozialen Gemeinschaft entsprechen muß. Das Nebeneinander und die Verstricktheit der einzelnen Teile unserer Städte und Siedlungen muß einer planvollen klaren Ordnung weichen, damit sich die einzelnen, in sich selbst zwar möglichst geschlossenen Glieder zu einem lebensvollen Gesamtorganismus in kraftvoller Harmonie zusammenfügen. Was wir suchen und finden müssen, ist eine Gemeinschaftsform, in der sozusagen jeder durch und für den anderen lebt.

Dieser Stadtorganismus wird sich zusammensetzen aus einer ganzen Reihe von Zellen, die sich dann zu Zellverbänden innerhalb verschiedener Unterkerne um den Stadtmittelpunkt herum gruppieren. Oft werden mehrere Unterkerne zu einem Zellverband höherer Ordnung zusammenzutreten, um dann erst die verschiedenen Zellverbände höherer Ordnung zum Gesamtorganismus zusammenzuschließen, in dem dann die einmaligen, der ganzen Gemeinde dienenden Einrichtungen Platz finden. Die Gliederung des einzelnen Zellkernes muß so gestaltet werden, daß sich das Leben jedes Ortsteils klar auf seinen Mittelpunkt orientiert und von da weiterfließen kann zu den nächsthöheren Kernbildungen bis zum Stadtmittelpunkt. Von hier aus erst muß die Stadt an den wiederum höheren Organismus des Landes und des Reiches angeschlossen sein.

Eine Volksschule z. B. ist eine kernbildende Kraft. Zu einer Volksschule mit zwei Lehrgängen (einer für Mädchen, einer für Knaben) gehören etwa 500—600 Kinder. Da ungefähr 15 vH der Bevölkerung schulpflichtige Kinder sind, können etwa 3500 Einwohner zu einer Gemeinschaft zusammengefaßt werden. In diese Gemeinschaft gehört natürlich auch eine ganze Reihe von Läden und sonstigen Einrichtungen. Dabei kommt es auch auf die Art der Bebauung an, ob man diese Einrichtungen mit der Schule auf einen Kern vereint, oder ob dann die Einkaufswege der Hausfrau zu weit würden. Sind die Entfernungen von den Häusern zum Kern größer als 500 oder 600 m, so ist es besser, man schafft außer dem Schulkern noch einige kleinere Unterkerne, in denen die häufiger notwendigen Läden, z. B. für Lebensmittel usw., angesetzt werden.

Der Städtebauer muß eben seine künstlerische Gestaltungskraft in Zukunft viel mehr von der inneren Struktur der sozialen Gemeinschaft leiten lassen: Das neue Stadtbild muß den Ausdruck dieser lebendigen Notwendigkeiten zeigen, denen der Stadtorganismus zu dienen hat, und darf nicht nur als die leere Form rein architektonischen Gestaltungswillens in Erscheinung treten.

Wir sind überzeugt, daß Städte dieser Art, weil sie aus inneren Notwendigkeiten erwachsen, auch künstlerisch viel befriedigendere Lösungen geben werden, wie der starre Schematismus der Städte und Siedlungen, die auf dem Reißbrett mit Zirkel und Lineal entworfen sind oder die lediglich der Repräsentationssucht fürstlichen Bauwillens ihre Entstehung verdanken.

Auch in der Stadtplanungs- und Stadtbaukunst wird die Gemeinschaftsbildung und das öffentliche Leben als gestaltendes Prinzip in den Vordergrund treten. Selbstverständlich gibt es hierfür kein allgemeingültiges Schema. Jeder Städtebauer wird auf Grund der örtlichen Gegebenheiten — Berg und Hügel, Tal und Fluß — eine Gliederung seines Städtchens oder seiner Siedlung selbst finden müssen. Wesentlich scheint jedoch, daß eine Gliederung auf Grund der organischen Zellbildung vorgenommen wird, die sich aus der sozialen Struktur der Bevölkerung ergibt. Auch die in neuerer Zeit entstandenen Siedlungen — so erfreulich sie wenigstens den Anforderungen nach Luft und Licht, nach Garten und genügendem Wohnraum entsprechen gegenüber den trostlosen Mietskasernen — bieten sehr häufig noch ein recht unerfreuliches Bild öder Formlosigkeit. Aufgereiht an langen geraden Straßen sitzen die eintönigen Siedlungshäuser wie die Schwalben auf einem Telegraphendraht. Irgendein Orts- oder Siedlungsmittelpunkt ist nicht zu erkennen. Für die Deckung des wirtschaftlichen und kulturellen Bedarfs ist überhaupt nicht gesorgt.

Ein Übergang zu einem neuen organischen Städtebau kann eben nur gefunden werden, wenn auch der bisherige Siedlungsbau nicht nur als Häuserbau aufgefaßt wird, sondern als Dienstleistung für eine organische soziale Gemeinschaft. War früher die Wehrhaftigkeit oder der Formalismus entscheidend für die Formgebung der Stadt, so steht heute als Grundpfeiler im Städtebau der Mensch und seine Bedürfnisse.

Kein Industrierwerk darf mehr geschaffen werden, ohne daß nicht zugleich für ausreichende und zur Arbeitsstätte richtig liegende Wohnstätten für die Arbeiter und deren Familien gesorgt wird! Keine solcher Siedlungen, ohne daß nicht auch die notwendigen Bauten für

Verwaltung, Erziehung und Versorgung sowie die gewerblichen und wirtschaftlichen Einrichtungen zur Befriedigung der regelmäßig wiederkehrenden Bedürfnisse der Angesiedelten geschaffen werden!

Erst derartige gesunde und organisch lebendige Siedlungen bieten die Voraussetzung für einen gesunden und ausreichenden Nachwuchs unseres Volkes. Eine Siedlung ist, wie immer wieder



Abb. 13. Beispiel einer Großsiedlung mit öffentlichen und gewerblichen Einrichtungen.

betont werden muß, nicht nur das Vielfache des Einzelhauses, sondern eine organische Lebensgemeinschaft.

Als Beispiel für eine derartige Siedlung soll hier gleich zu Beginn der Arbeit eine Großsiedlung gezeigt werden, in der alle notwendigen öffentlichen und gewerblichen Einrichtungen vorgesehen sind (Abb. 13).

Der Bebauungsplan für diese Großsiedlung ist das Ergebnis eines Wettbewerbs, der zum erstenmal im Jahre 1937 die hier vertretenen Grundgedanken zum Ausgangspunkt genommen hat. Er wurde von Studierenden des Lehrstuhls für Raumordnung, Siedlungswesen und Städtebau entworfen und vom Preisgericht mit dem ersten Stadtankauf ausgezeichnet. Der Versuch

Erwerbstätigkeit in der Siedlung

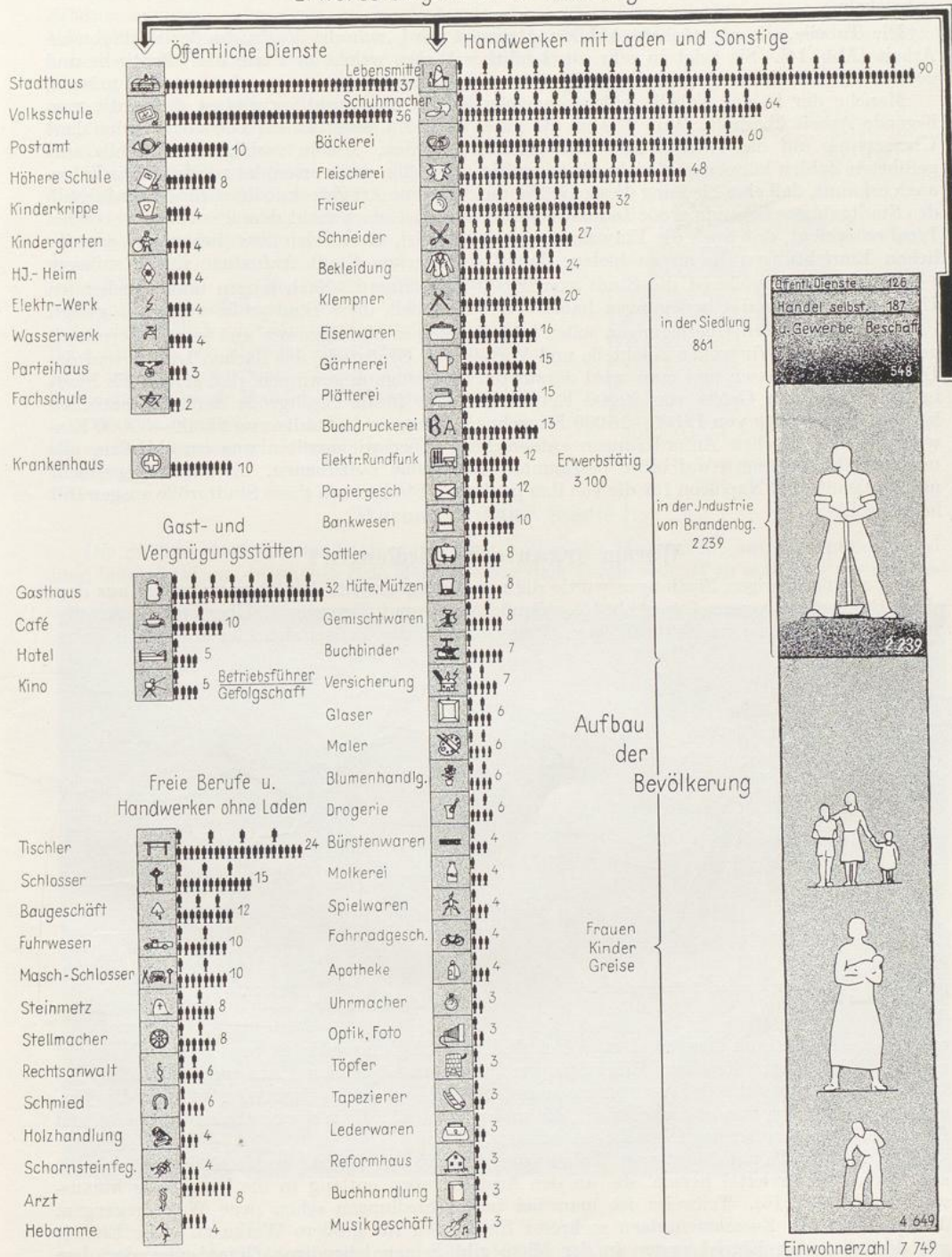


Abb. 14. Verteilung der Erwerbstätigen auf die Berufe.

Die obenstehende Tabelle ist das Resultat einer Vorarbeit zu diesem Buch. Die Unterlagen stammen aus einer Zeit, in der eine Reihe von Gewerben stark überbesetzt war.

selbst ist der erste, eine Stadt organisch und planmäßig aus ihrer sozialen Struktur heraus zu entwickeln.

Die Tabelle, die als nächste Abbildung gezeigt wird, war die Vorfrucht der vorliegenden Arbeit (Abb. 14). Sie zeigt in sehr anschaulicher Weise, welche und wieviele öffentliche und gewerbliche Einrichtungen in dieser Stadt von 8000 Einwohnern vorgesehen werden müssen.

Manche der in der Tabelle aufgenommenen Zahlen sind wohl inzwischen durch die vorliegende Arbeit überholt. Zum Teil ist die leider in vielen gewerblichen Betrieben vorhandene Übersetzung auf das richtige Maß zurückgeführt worden. Die in vorliegender Tabelle aufgeführten Zahlen können also nicht als endgültig angesehen und verwendet werden. Wir haben auch erkannt, daß eine Siedlung dieser Größe, die doch eine Art Zwecksiedlung für das außerhalb des Stadtgebietes liegende große Industrieunternehmen ist, noch nicht dem uns vorschwebenden Ideal entspricht, daß auch die Einwohnerzahl zu klein ist, um all den öffentlichen und gewerblichen Einrichtungen Raum zu bieten, die in einer neuen Stadt Aufnahme finden müssen.

Die Idealstadtgröße ist die Stadt von 20000 Einwohnern. Nach langen und eingehenden Untersuchungen und Überlegungen haben wir der Arbeit diese Stadtgröße zugrunde gelegt.

Einige von diesen Überlegungen sollen im folgenden in einprägsamer und kurzer Form aufgeführt werden. Wir wollen Nachteile und Vorteile der Großstadt, des flachen Landes und des Dorfes sprechen lassen und man wird daraus die Überzeugung gewinnen, daß gerade die Stadt in der ungefähren Größe von 20000 Einwohnern eine ideale Stadtgröße darstellt, natürlich können auch Städte von 12000—15000 Einwohnern, ebenso wie Städte von 25000—30000 Einwohnern den gleichen Anforderungen entsprechen. Aber wir mußten uns entschließen, alle unsere Untersuchungen auf einer bestimmten Stadtgröße aufzubauen. Es ist übrigens nicht uninteressant, daß Napoleon für die von ihm geplanten Städte auch diese Stadtgröße ausgewählt haben soll.

Warum organische Siedlungen?

Bei allen bisherigen Siedlungen wurde die neu untergebrachte Bevölkerung immer aus dem alten Stadtgebiet versorgt (s. Abb. 15). Große Wege und Transporte, Übersetzung des Gewerbes im Stadtkern waren die Folgen. Erst nachdem der Bedarf sich klar entwickelt hatte,

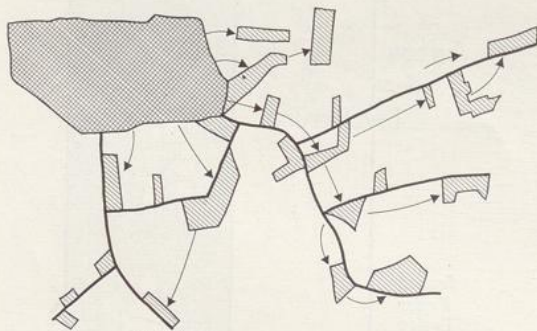


Abb. 15. Unorganisches Siedlungsprinzip.

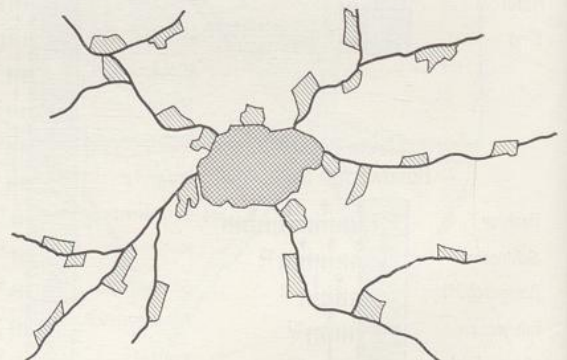


Abb. 16. Planlose Entstehung neuer Wohnviertel an den Ausfallstraßen.

entstanden Läden oder Handwerk auch innerhalb des Siedlungsgebietes, soweit dies überhaupt noch möglich war; öffentliche Einrichtungen hatten meist keinen Platz mehr, da alles verbaut war. So entsteht das verworrene unorganische Bild der meisten Großstädte, die Verstrickung der Wege von und zur Arbeit, die unübersichtliche Lage der einzelnen Geschäfte und Gewerbe, welche unser tägliches Leben belastet.

Um das alte Konglomerat von Wohnungen, Gewerbe und sogar Industrie lagern sich die sog. neuen Wohnviertel herum, die an den Ausfallstraßen entlang in die Umgebung hinauswachsen (s. Abb. 16). Teilweise ist man bei neuen Siedlungen schon neue Wege gegangen. Jedoch auch das Zusammensetzen mehrerer Siedlungen für größere Werke zu einer Einheit mit den zentralen Einrichtungen in der Mitte gibt keinen lebendigen Organismus, der dem gewachsenen ähnlich ist (s. Abb. 17). Solche Siedlungen sind eben doch keine Gemeinschaften mit intensivem Eigenleben, sondern bleiben Unterkunftsbeschaffungen für Industriearbeiter in hygienischer Form, mit Eigenland und einigen kulturellen und sonstigen gemeinnützigen Anlagen.

Der Ausdruck besten, organischen Gemeinschaftslebens tritt uns in den mittelalterlichen Städten entgegen, von denen einige fast rein ihren Charakter bewahrt haben (s. Abb. 18). Hier lebte die Stadt aus sich selbst, einer arbeitete für den anderen, und so war eine wahre Lebens- und Arbeitsgemeinschaft auf natürliche Weise gebildet. Wenn wir auch nun heute eine so ausgesprochene in sich ruhende Gemeinschaftssiedlung nicht mehr erreichen können, da die Lebensbedürfnisse so verfeinert sind, daß die Mittel zu ihrer Befriedigung sich nicht alle am selben Orte herstellen lassen, so können wir doch versuchen, in einer Siedlung oder einer neuen Stadt alle Einrichtungen einzubauen, die *zweckmäßigerweise* in dieser Gemeinschaft *benötigt* werden bzw. *lebensfähig* sind, um die Neugründung, soweit es geht, auf sich selbst zu stellen. Jede Stadt hat selbstverständlich auch eine gewisse volkswirtschaftliche Aufgabe, die über ihr Eigenleben hinausgreift. Auch im Mittelalter waren bereits über große Entfernungen reichende Handelsbeziehungen vorhanden.

Die Verselbständigung, auch wenn sie nie restlos erreicht werden wird, muß das Ziel bei jeder Siedlung sein.

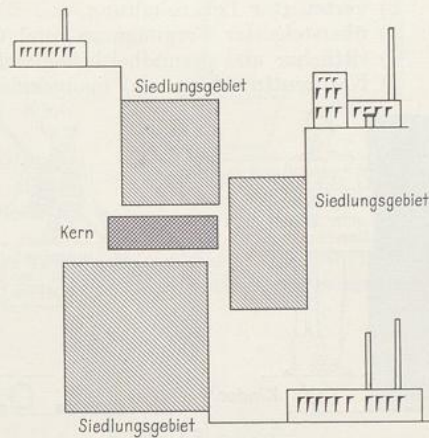


Abb. 17. Unbefriedigende Notlösung.

Warum 20 000er Städte?

Die Siedlungstätigkeit der letzten Jahre hat sich in der Hauptsache auf die ländliche Siedlung beschränkt, um möglichst viele Menschen auf dem Lande sesshaft zu machen. Jedoch sind



Abb. 18. Nördlingen.

leider fast alle Großstädte weiter gewachsen. Ein großer sog. Wohnungsfehlbedarf machte sich in den Großstädten bemerkbar durch die neu aufblühenden Industrien. Beide Siedlungsformen bieten jedoch der Bevölkerung nicht die vollgültige Lebensform, wie sie auf andere Art erreichbar wäre.

Nachteile der Großstadt.

1. Kinderarmut. (Abb. 19.) Infolge:

- a) ungesunder und zu enger Wohnungen in Mietkasernen,
- b) verteuerten Lebenshaltung,
- c) übersteigter Vergnügens- und Genußsucht,
- d) sittlicher und gesundheitlicher Gefährdung,
- e) Naturentfremdung und mangelnder Bodenverbundenheit:

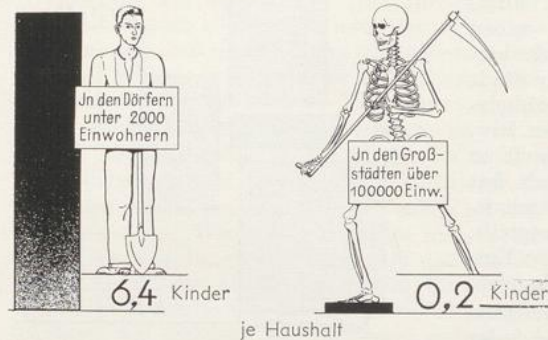


Abb. 19. Die Großstadt, der biologische Volkstod! (Zahlenangabe aus BERGDÖRFER, Bevölkerungsentwicklung im Dritten Reich.)

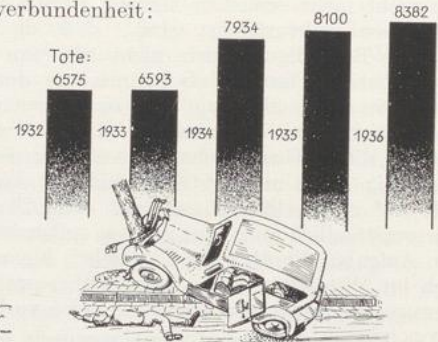


Abb. 20. Tote im Reich durch Verkehrsunfälle: 37000 Volksgenossen verloren wir in 5 Jahren!

„Nur wenn die Großstadtmenschen wieder zur Natur zurückfinden, kann man hoffen, daß die Gefahren der Verstädterung überwunden werden und mit der Liebe zur Heimat Erde auch der Wille zum Kind wieder zurückkehrt.“

2. Keine Seßhaftigkeit. Berlin ist die größte „Nomadenstadt“. (Zuzüge, Umzüge, Fortzüge, s. Abb. 21.) Eingehende Untersuchungen und die daraus resultierenden Erkenntnisse sind niedergelegt in dem Heft III „Arbeitsstätte — Wohnstätte“ der Schriftenreihe der Reichsarbeitsgemeinschaft für Raumforschung an der Technischen Hochschule Berlin, herausgegeben von Staatssekretär Prof. GOTTFRIED FEDER.

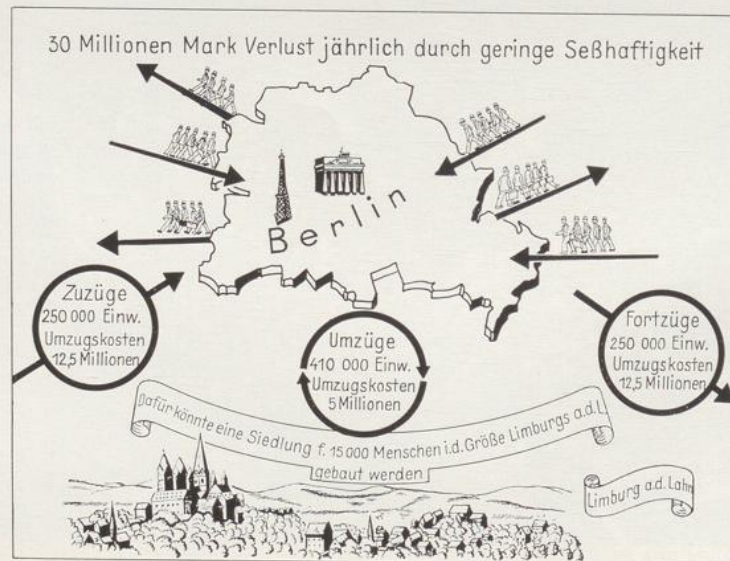


Abb. 21. Wanderungsbewegung in Berlin.

3. Opfer des Verkehrs. Der riesenhafte Verkehr fordert Opfer an Menschen und kostet Nervenkraft und Zeit. Übermäßiger Verkehr ist nicht das Kennzeichen pulsierenden blühenden Lebens, sondern Ausdruck für die schlechte Zuordnung der großstädtischen Einrichtungen zueinander (s. Abb. 20).

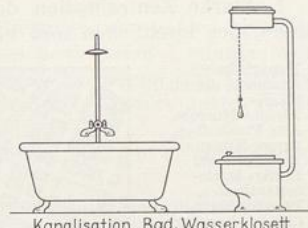
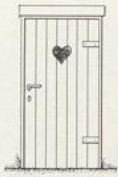
Nachteile des Dorfes.

1. Mangelhafte oder gänzlich fehlende zivilisatorische Einrichtungen: Kanalisation, Wasserklosette, Bäder, Elektro- und Gas- sowie Wasserversorgung (s. Abb. 22).

2. Keine Mittelpunktbildung des kulturellen Lebens. Keine höheren Schulen, Büchereien, Bildungsstätten. Kein Kino, kein Theater.

3. Keine Entwicklung des verwaltungsmäßigen organisatorischen Lebens, daher keine höher entwickelte Gemeinschaft (s. Abb. 23).

Abb. 22a. Mangel an zivilisatorischen Einrichtungen im Dorfe.



Kanalisation, Bad, Wasserklosett

Abb. 22b.

4. Kein umfassendes geschäftliches und gewerbliches Leben, da nur die allernotwendigsten gewerblichen Betriebe zur Befriedigung der primitivsten Lebensbedürfnisse angesetzt sind (s. Abb. 24).

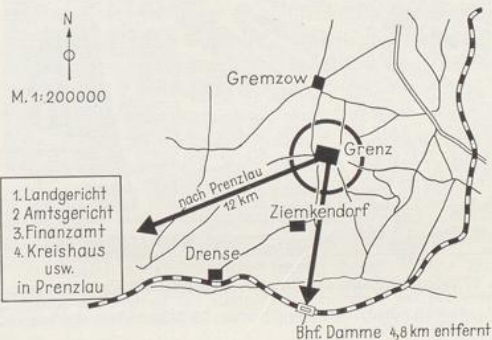


Abb. 23. Das Dorf liegt abseits vom Verkehr und den Organisationen des Staates.

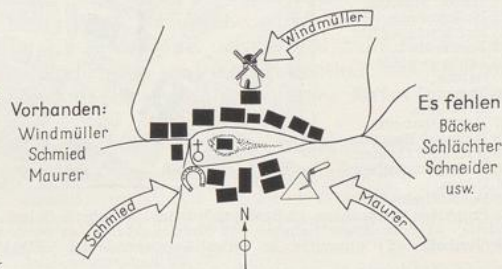


Abb. 24. Mangel an gewerblichem Leben im Dorfe.

In der kleinen Stadt sind die Nachteile der Großstadt und des Dorfes vermieden.

1. Die Geburtenzahl auf 1000 Menschen nähert sich der des Dorfes ganz erheblich.
2. Häufig ist der Bürger Besitzer eines Häuschens, was eine größere Seßhaftigkeit zur Folge hat. Viele Familien sitzen seit Jahrhunderten in denselben Städten.
3. Dreigeschossige Wohnbauten sind in Kleinstädten schon sehr selten. Die Bebauung ist nicht so dicht. Der Stadtwald ist zu Fuß in etwa 10 Minuten zu erreichen. Die Sterblichkeit ist bei weitem nicht so hoch wie in Großstädten.
4. Der Verkehr in einer solchen kleinen Stadt hält sich in mäßigen Grenzen. Meist besteht überhaupt kein öffentliches Verkehrsmittel, da alle Wege bequem zu Fuß oder mit dem Rad zurückgelegt werden können. Keine Verkehrsgefahren bedrohen die Kinder auf dem Schulweg, und dem Erwachsenen dient der kurze Gang nach der Arbeitsstätte und zurück zu willkommener Entspannung.
5. In kleinen Städten gibt es genügend zivilisatorische Einrichtungen: Schwimmbäder, Kanalisation, Telephon, elektrisches Licht.
6. Auch eine gewisse kulturelle Mittelpunktbildung ist in kleinen Städten möglich. Kino, Konzerte, Vorträge, Vereine für Heimatpflege und Gesang usw., Heimatmuseen, Höhere Schulen.
7. In kleinen Städten ist auch eine verwaltungsmäßige Zentralisation schon vorhanden durch die verschiedenen Organe der Stadt und des Staates. Ein Amtsgericht, häufig ein Landgericht und ein Kreishaus, ein Parteihaus, eine Postanstalt, ein Bahnhof, ein Finanzamt, ein Arbeitsamt usw. geben dem Ort seinen Mittelpunktscharakter.
8. Aber auch das geschäftliche und gewerbliche Leben ist in der kleinen Stadt schon hoch entwickelt bei Vermeidung der allzu starken Industrialisierung und der Bildung allzu großer Betriebe.

Die Vorteile der Großstadt.

1. **Starke Zentralisation** der Verwaltung und von Industrie, Handel, Gewerbe und Geldwesen, der kirchlichen und kulturellen Einrichtungen und der Verkehrsinstitute.

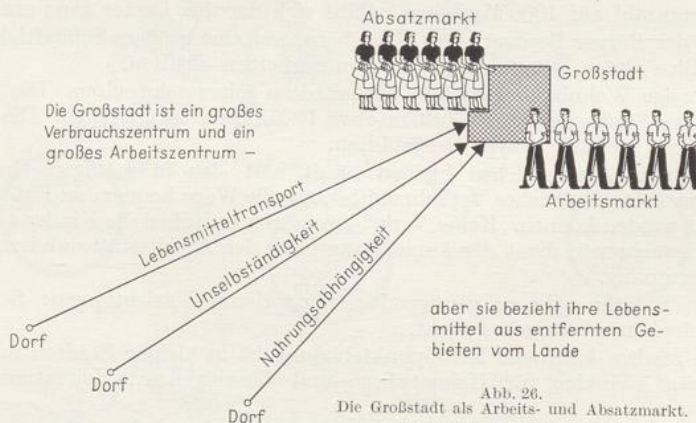
- 1 Hauptbahnhof.
- 2 Akademie der bild. Künste.
- 3 Alpines Museum.
- 4 Alte Pinakothek.
- 5 Armeemuseum.
- 6 Bahnpostamt.
- 7 Binters Marien-tentheater.
- 8 Braunes Haus.
- 9 Chinesischer Turm.
- 10 Deutsches Museum.
- 11 Deutsches Theater.
- 12 Frauenkirche.
- 13 Friedenssäule.
- 14 Führerhaus.
- 15 Glyptothek.
- 16 Hauptpostamt.
- 17 Haupttelegraphenamt.
- 18 Haus der Deutschen Kunst.
- 19 Haus des Deutschen Rechts.
- 20 Haus der NSDAP. (Gauleitung).
- 21 Histor. Museum.
- 22 Hofbräuhaus.
- 23 Holzkirchner Bhf.
- 24 Justizpalast.
- 25 Lenbach-Städt.-Galerie.
- 26 Mahmal u. Feldherrnhalle.
- 27 Maximilianeum.
- 28 National-Museum.
- 29 National-Theater.
- 30 Neue Pinakothek.
- 31 Odeon.
- 32 Polizeidirektion.
- 33 Propyläen.
- 34 Rathaus.
- 35 Residenz-Museum.
- 36 Schack-Galerie.
- 37 Schauspielhaus.
- 38 Siegestor.
- 39 Staatsbibliothek.
- 40 Staatsgalerie.
- 41 Sternberger Bahnhof.
- 42 Sterneckerbräu.
- 43 Stuck-Museum.
- 44 Technische Hochschule.
- 45 Technisches Rathaus.
- 46 Tonhalle.
- 47 Universität.
- 48 Verwaltungsgebäude der NSDAP.
- 49 Volks-Bad.
- 50 Volks-Theater.
- 51 Ministerium des Innern.
- 52 Regierungsgebäude.
- 53 National-Museum.



Abb. 25. Münchener Innenstadt als Beispiel für die Konzentrierung der öffentlichen Einrichtungen in der Großstadt.

2. Alle haben den Eindruck, am öffentlichen Leben beteiligt zu sein (s. Abb. 25).

3. Die Großstadt ist ein großer Arbeits- und Absatzmarkt. (Dafür aber ist eine ausreichende Nahrungsversorgung mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft! Herbeischaffung der Lebensmittel aus entfernten Gebieten ist notwendig.) (Abb. 26.)



Vorteile des Dorfes.

4. Unmittelbare Verbundenheit mit der Natur und dem Boden.
5. Wirtschaftliche Selbständigkeit und Unabhängigkeit in Bezug auf die primitiven Lebensbedürfnisse, besonders Nahrung.
6. Beruf wird in gesunder Umgebung, meist unter freiem Himmel ausgeübt. Engste Natur- und Bodenverbundenheit. Heranwachsen einer erbgesunden Nachkommenschaft.

Viele Vorteile der Großstadt und des Dorfes werden in der kleinen Stadt glücklich vereint.

1. Die Mehrzahl der staatlichen und fast alle kommunalen Behörden, die in den größeren Städten ihren Sitz haben, finden sich schon, wenn auch in bescheidenerem Umfange, vor.

2. Dasselbe gilt von den kulturellen Einrichtungen, allerdings mit Ausnahme von Theatern. Dafür erfreuen sich die Schulen (vor allem die Höheren) meist eines besonders guten Rufes. Das gesellige Leben ist oft besser entwickelt als in der Großstadt.

3. Eine gewisse Arbeits- und Absatzmarktbildung ist in kleinen Städten in genügendem Umfange vorhanden.

4. Der eigene Garten beim Haus oder das Ackerland vor der Stadt, das manchem von altersher zusteht, bringt unmittelbare Bodenverbundenheit mit sich. Der Kleingarten, für die großstädtischen Arbeiter in den Mietkasernen der letzte Ausweg (leider für zu wenige), ist in den kleinen Städten zuhause.

5. Die kleine Stadt ist im Notfall immer in der Lage, sich von ihrem sie unmittelbar umgebenden Land zu versorgen. Schon im Stadtbezirk selbst treffen auf den Kopf der Bevölkerung viel mehr landwirtschaftliche und forstwirtschaftliche Flächen, die zur hauptsächlichsten Versorgung der Einwohner dienen können, als in der Großstadt. Außerdem bestehen nahräumliche und kurzwegige Beziehungen zu den Dörfern der Umgebung.

6. Selbst die Schäden und Gefahren an und für sich ungesunder, enger und dumpfer Wohnungen werden abgeschwächt durch die unmittelbare Nähe des offenen Landes mit seinen Wiesen und Feldern, Wäldern und Wasserflächen. Diese Naturnähe wirkt fördernd auf das Gedeihen eines gesunden Nachwuchses und läßt schon dadurch den Willen zum Kinde zur Selbstverständlichkeit werden. Eine gewisse Beschaulichkeit und Abgerundetheit des Daseins bringt die Menschen den tieferen Dingen des Lebens näher und führt zu einer Entwicklung in sich ruhender Persönlichkeiten.

Gerade die Überentwicklung unserer Großstädte und der Ernst der hieraus entstandenen bevölkerungspolitischen Lage, vor allem das scheinbar unaufhaltsame Zurückgehen der Geburtenzahl, zwingen uns dazu, neue Wege zu suchen, um dieser schwersten Gefahr, die das deutsche Volk bedroht, rechtzeitig entgegenzutreten. Da es mit einer Verpflanzung der überschüssigen Großstadtbevölkerung vorläufig nicht recht vorwärts geht, da ferner für Deutschland eine Einschränkung der Industrie zugunsten der Landwirtschaft kaum in Betracht kommt, so ist eine neue Synthese zwischen Stadt- und Landkultur notwendig. Diese erst kann uns die zur Erringung der Nahrungsfreiheit nötige Intensivierung der Landwirtschaft bringen; eine wachsende Bodenverbundenheit der Bevölkerung als Folge solcher Umstellung ist die Grundlage zur Festigung und Stärkung der Familie, der lebendigen Urzelle der Volksgemeinschaft. Die dringliche Aufgabe der Zukunft, die überlieferten Kulturwerte mit den zivilisatorischen Errungenschaften einer gewaltig fortschreitenden Technik zu durchsetzen und in harmonischen Einklang zu bringen, läßt sich nur durch eine Neuordnung des deutschen Lebensraums befriedigend lösen.

Aus all den oben angeführten Gründen haben wir uns bemüht, die Struktur der vorhandenen kleinen Städte zu erforschen und sind dabei zu dem Ergebnis gekommen, daß, volkspolitisch gesehen, eine Landstadt von rd. 20000 Einwohnern die gesündesten Lebensbedingungen aufweist.

B. Methode der Untersuchung.

Die Tatsache, daß sich das äußere Gesicht einer jeden Stadt völlig von dem einer anderen unterscheidet, daß mannigfaltige örtliche Gegebenheiten ihr Aussehen und ihre Entwicklung bedingt haben, war wohl die Ursache, daß man es bisher unterlassen hat, ein Bild von dem allen Siedlungen gemeinsamen anatomischen Aufbau, von Verwaltung und Wirtschaft sowie den städtebaulichen Grundelementen aufzuzeichnen. Will man das mehreren Dingen Gemeinsame kennzeichnen, so gilt es, die jedem Dinge innewohnenden Besonderheiten zu erkennen und auszuschalten, hernach schälen sich die gemeinsamen Grundzüge heraus. Will der Praktiker bei der Benutzung der Werte später den umgekehrten Weg gehen, so muß er zu diesen, aller lokalen Gegebenheiten entkleideten Werten die besonderen örtlichen Eigenarten und Voraussetzungen finden, um sie dem hier entworfenen Bild hinzuzufügen. Erst dann hat er einen lebensfähigen städtischen Gesamtorganismus geschaffen. Das vielleicht einzige und bestimmt verhältnismäßig einfachste und am schnellsten zum Ziele führende Mittel zur Findung der gemeinsamen Wesenszüge städtischer Organismen ist der Vergleich auf der Grundlage der Zahl. Die Quelle dieser Werte ist die Statistik. Nur darf man sich in der Ausmittlung nicht mit einfachen Rechenexempeln begnügen.